

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

„Sie ist eine Frau,“ sagte Mannheimer mit Sarkasmus, „und sie wird sich deshalb nicht weigern.“

„Aber die Unterschrift könnte auch falsch sein,“ fuhr Behrens trocken fort, „werden Sie sie genau prüfen?“

Mannheimer sprang überrascht auf. Er war auf das Höchste überrascht. Die Sache nahm eine Wendung, an die er nicht im blassesten Traum gedacht hatte. „Wie?“ rief er aus.

„Werden Sie sie genau prüfen?“ wiederholte Behrens gleichmütig seine Frage.

Mannheimer war blaß. „Selbstverständlich,“ sagte er und machte den vergeblichen Versuch, seine Erregung zu verbergen.

„Das sollen Sie nicht tun,“ meinte Behrens freundlich, „nein, gerade das nicht . . . und ich bin hier, Sie darum zu ersuchen.“

Der andere starrte ihn entgeistert an. „Nicht —?! Und mein Geld, — soll ich es verlieren —?“

Behrens schüttelte den Kopf und lächelte nun seinerseits spöttisch. „Durchaus nicht, das müte ich Ihnen nicht zu. Ich bin bereit, Ihnen die falsche Unterschrift, wenn sie erfolgt, abzukaufen.“

Mannheimer ordnete, um sich zu beschäftigen, die Papiere auf seinem Schreibtisch. Er wollte einige Minuten Zeit gewinnen. Er schämte sich, denn er sah, daß er sich hatte überrumpeln lassen. Zum Teufel, jener war nicht nur in die Pläne anderer eingeweiht, nein, er hatte auch seine eigenen Pläne, die er verbar.

Endlich hatte er sich gefaßt. „Sie würden mir die gefälschte Unterschrift abkaufen, — für den vollen Betrag?“

„Ja.“

„Warum?“ fragte Mannheimer und meißerte nun nicht länger sein grenzenloses Staunen.

Behrens sah ihn lange kühl an, in einer Weise, die den Wucherer zwang, nachzudenken. Und langsam und mit Betonung sagte er dann: „Ich — brauche — sie!“

„Sie brau —?“

„Ja,“ nickte Behrens energisch, „sie ist mir erwünscht.“

Da begriff jener endlich. Die Einsicht kam ihm mit solcher Zähheit, daß er in die Höhe fuhr und den anderen sprachlos ansah, als habe er ein Wunder vor sich. „Und das,“ stammelte er, „das — wollen Sie sich . . . anderthalb Millionen kosten lassen?“

„Ja,“ sagte Behrens in geschäftsmäßigem Ton und holte ein Papier aus der Rocktasche, das alle für den Fall nötigen Erklärungen durch Unterschrift bindend machte. „Wird Ihnen das genügen?“

Mannheimer nahm das Papier an sich und begab sich damit zum Fenster, um es zu lesen. Es zitterte ein wenig

in seiner Hand. Er zögerte eine Weile, als überlege er, doch es war das alles nur Spiel. Dann kehrte er an den Tisch zurück und erklärte: „Es genügt mir.“

„Und anerkennen Sie alle Folgerungen, die aus meiner Erklärung hervorgehen?“

„Ja.“

„Dann, bitte, unterschreiben Sie dies Duplikat,“ und Behrens reichte Mannheimer das Duplikat hin.

Der unterschrieb es.

Behrens lächelte. „Gut, und nun wollen wir warten, — denn vielleicht — nicht wahr? — gelingt auch . . . jene große Sache!“

Es war Mittag, und Behrens stieg zu Aschinger in den ersten Stock hinauf, wo er an einem der ungedeckten Tische zwischen einem Ladenmädchen und einem Angestellten mit schmutzigem Kragen und schwarzen Fingernägeln einen Platz bekam.

Für sechzig Pfennige gab es ein Mittagessen, zu dem man Brot in beliebiger Menge essen durfte. Behrens staunte, wieviel Brötchen sowohl das junge Mädchen wie der Mann mit dem schmutzigen Kragen vertragen konnten. Ihre Magen schienen eine Grube ohne Grund, die alles verschlang und doch nie voll wurde.

Es regnete. Behrens ging auf eine Droschke zu, und der Kutscher, der ihn kommen sah, nahm die Decke von seinem Pferd und sagte: „Nu, Männeken, wohin?“, und er war gar nicht erstaunt, daß er nach dem Norden hinaus fahren mußte, die Elsäßer Straße weit hinauf.

Auch hier waren die Häuser trübe und düster, aber es fehlte ihnen das Schweigen, das Behrens so liebte. Allen Geräuschen haftete etwas Krächzendes an, dem Husten ähnlich, der alte schwindfüchtige Männer schüttelt, nur daß es ein Husten von vielen war, trostlos und niederdrückend und doch voll kalten Gleichmuts.

Er arbeitete sich durch üble Dünste hindurch, in ein Hinterhaus, das Reigung zeigte, einzufallen, ohne auch nur dazu die Kraft zu finden. Er stieg vier Treppen hoch und mußte auf jedem Absatz über verwahrloste Kinder steigen, die ihn nicht ansahen und die auch keinen Lärm machten, als fühlten sie, frühzeitig Erwachsene, schon jetzt die Nutzlosigkeit alles Redens.

Er klopfte an eine Tür, und eine dünne Stimme rief: „Herein!“

Das Zimmer war düster. Aus dem Hintergrund, den das Fenster bildete, löste sich eine Frauengestalt los, schlank, mager, mit einem Gesicht, das nicht zu erkennen war.

Die dünne, erlöschene Stimme fragte: „Wer ist da?“

„Bin ich hier recht bei Frau Gutzeit?“ fragte Behrens.

„Ja, was wünschen Sie!“

Behrens nahm das Zimmer, das zugleich die Küche war, in Augenschein. Allmählich gewöhnten sich die Augen an die Dämmerheit. Er sah ein Bett, einen Tisch, eine Nähmaschine, einen Schrank. In einer Ecke stand der Ofen.

Eine Schnur war quer über die Ecke gezogen, auf der Wäschestücke zum Trocknen hingen. Es roch feucht.

„Ich war ein Geschäftsfreund Ihres verstorbenen Mannes,“ sagte Behrens, „ich möchte Sie sprechen.“

Die magere Frau zögerte, zu antworten. Sie legte einiges Nähzeug beiseite, eam dem sie gearbeitet hatte. Schämte sie sich?

Behrens räusperte sich. „Es geht Ihnen nicht zum Besten, Frau Gutzeit?“

Sie schob den Stuhl, auf dem sie gesessen hatte, näher zu ihm heran, was für ihn eine Aufforderung war, sich zu setzen. Er tat es, obgleich sie nur selbst stehen mußte. Er wollte sie nicht beschämen.

Er konnte sie jetzt sehen. Sie schien schwindstüchtig. Ihre Augen flackerten wie zwei unruhige Lichter. Und sie bewegte auf verlegene Art ihre Hände, als wüßte sie nicht, was sie mit ihnen anfangen sollte.

„Ja, es geht einem manchmal dreckig,“ sagte Behrens derb, mit einem Anflug von Schadenfreude in der Stimme. „Zum Beispiel ich! Ihr Mann hat mich — Gott, wie lange ist es her? Zwölf, dreizehn Jahre! — ja, er hat mich damals nicht faust angepackt!“

Er redete, redete immerzu. Er redete mit einer Erbitterung, die sich langsam wandelte, aus der eine Gutmütigkeit wurde, die es liebte, zu poltern.

Ja, es war ihm eine Zeitlang schlecht gegangen, miserabel, hunds miserabel, nicht besser wie jetzt ihr, die ja nicht auf Rosen gebettet scheine, — nein, noch viel schlechter, . . . viel, viel schlechter. Sie dürfe es ihm glauben!

Nicht zum wenigsten sei er durch die Brutalität zugrunde gegangen, mit der Gutzeit — Gott habe ihn selig, er trage ihm nichts nach, denn nach dem Tode sei Ruhe! — seine Forderungen gegen ihn eingetrichtert habe!

Hatte Gutzeit das nötig? Und hatte er etwas davon? „Nein!“ rief Behrens aus und lachte.

Er habe doch nicht bezahlen können, niemandem, keinen Pfennig! Und bei Nacht und Nebel sei er verschwunden. Ausgewandert sei er, weit fort, es tue nichts zur Sache, wohin, denn alles Alte sei begraben und vergessen.

Nun gehe es ihm wieder gut, unberufen! Er habe ein Geschäft, eine Holzhandlung, er wolle nicht sagen, wo, — wen ginge das auch etwas an?

Immerhin — und er räusperte sich hier selbstgefällig — sei er ehrlich genug, seine alten Schulden zu bezahlen. Nicht auf einmal, das könne er nicht. Dafür nach und nach, in monatlichen Raten . . .

Es sei ihm sauer genug geworden, Frau Gutzeit ausfindig zu machen. Er frage sie nun, ob sie damit einverstanden sei, wenn er seine Schuld — die freilich schon verjährt sei — durch monatliche Abzahlung von je hundertfünfzig Mark, allmählich — er habe es nun einmal nicht dazu, sie auf einmal zu bezahlen! — tilge?

„Se?“ fuhr er Frau Gutzeit an. Sie schwieg.

Sie schwieg. Da wurde er grob. „Wenn Sie nicht wollen, — ich meine, wenn Sie nicht zufrieden damit sind, daß ich überhaupt — überhaupt etwas bezahle, dann — — also, ich frage Sie noch einmal: nehmen Sie an?“

Da löste sich die magere Frau von der Wand, an der sie stand, los und glitt, als trügen sie ihre Beine nicht mehr, auf das Bett hin. Sie stützte den Kopf in die Arme. Aber sie schwieg noch immer.

„Wollen Sie?“ fragte Behrens noch einmal. „Ich weiß nicht,“ sagte sie mit erloschener Stimme, „Sie reden von einer Schuld —?“

„Es sind sechstausend Mark,“ sagte Behrens trocken, „in den Büchern Ihres Mannes muß es zu finden sein.“

„Ich weiß nicht,“ flüsterte sie, „mir kommt alles so überraschend . . . machen Sie keinen Scherz?“

„Erlauben Sie?“ rief er drohend aus. „Verzeihen Sie,“ sagte sie mühsam, „dann wird es schon stimmen . . .“

Er wurde zugänglich. „Frau Gutzeit,“ riet er ihr, „man soll immer nehmen, was man kriegt, und wenn es noch so wenig ist . . . Wissen Sie, es wird mir nicht leicht, alle Monat die hundertundfünfzig Mark zu bezahlen, aber. Also noch einmal: wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

„Ja,“ sagte sie matt. Er schien beglückt, fast atmete er auf, wie nach einem

guten Geschäft, das er gemacht hatte. „Dann haben Sie die Güte, dies da zu unterschreiben!“

„Ich habe keine Tinte . . .“ Er lachte. „Nun, dann unterschreiben Sie mit diesem Bleistift . . . So, ich danke! . . . Und da sind die ersten hundertfünfzig Mark! . . . Stimmt es? Ja? . . . Ich danke!“

Er stellte sich breitpurig vor sie hin und klopfte ihr auf die Schulter. „Und nicht bange machen lassen, gute Frau! Es geht immer wieder, denken Sie an mich!“

Sie hörte es, wie er die Treppe hinunterging, lauschte mit angehaltenem Atem, hatte eine namenlose Angst — und stürzte plötzlich auf den Tisch zu und griff verzweifelt nach dem Gelde . . .

Es goß. Behrens sprang in eine Elektrische, die vorüberfuhr und die schon bis auf den letzten Platz besetzt war. Zwischen schweißende Leiber gepreßt, stand er eine Viertelstunde. Dann sprang er ab. Er tat es ungeschickt und hörte das Lachen einiger Leute hinter sich.

Im Café Fürstenhof oben trank er eine Tasse Tee und zerbröckelte dazu ein Stück Kuchen. Er war müde und sehnte sich nach der Ruhe seines Zimmers.

Aber das überlaute Leben auf der Straße grinsten ihm noch einmal an. Diskret lächelnde Händler traten ihm in den Weg und boten ihm pikante Blätter an. Andere riefen die Abendzeitungen aus.

Sie schrien sich heiser. Immer gab es ein Ereignis, das man in dem siebernden Lärm zu einer Sensation aufzubauschen verstand und das sich, in irgendeinem stillen Winkel gelesen, als ein Nichts entpuppte.

Skandale wälzten sich daher und verlangten Gehör für zwei Sekunden, Unterschlagungen machten sich breit, Bankdirektoren entleibten sich durch hallende Revolvergeschüsse, und irgendwo auf fremden Meeren ertranken zweitausend Menschen.

Alles das tanzte bildhaft durcheinander, von lutenden Chauffeurs beiseite gedrängt, die es verachteten. Auch die Schutzleute waren gleichgültig. Sie dämmten die bräunende Blut mit einem Aufheben des Armes.

Oben in seinem Zimmer angekommen, warf sich Behrens auf einen Stuhl, kreuzte die Arme überm Tisch und legte den schmerzenden Kopf darauf.

Eine tiefe Traurigkeit war in ihm. Ist nicht alles vergeblich? dachte er. Und war es nicht besser, wenn er sich in ein fernes Dorf vertrieb und mit Tieren lebte und mit den Blumen? Er war plötzlich mutlos.

Da klopfte es. Er hob den Kopf. Frau Piesede zwängte sich durch die Tür, die sie nur zu einem engen Spalt geöffnet hatte, als stehe es ihr nicht zu, einen größeren und bequemeren Raum zu beanspruchen.

Ihre Feindseligkeit war gleichsam durch eine erlittene Niederlage gebrochen. Sie blickte angstvoll drein, wie ein Hund, den man geprügelt und der keine Zuflucht hatte. Sie öffnete den Mund mit den verfaulten Zähnen, brachte aber zunächst kein Wort hervor.

Endlich stotterte sie, und ihre Stimme war ganz heiser, wie entsetzt über sich selbst: „Ich möchte, — ich möchte Sie — fragen, ob — ob Sie mir eine Mark . . . borgen wollen, — nur eine Mark!“

„Wozu?“ fragte er rauh, und diese Frage saß ebenso wie die Bitte der Frau Piesede wie ein Pfahl in seinem brennenden Fleische.

„Ich, — ich möchte nur . . . etwas essen . . .“ „Haben Sie noch nichts gegessen?“ fragte er.

Ihre Worte flatterten wie zerfetztes schwarzes Papier vor ihm nieder, sich wiegend, dann sterbend: „Heute noch nicht,“ sagte sie.

Er wartete eine Weile, sann nach, trat dann auf sie zu und nahm ihre Hand.

Sie war kraftlos und hatte vertrocknete Runzeln. Er atmete mühsam und ließ sie fahren. „Da — da . . . haben Sie eine Mark!“ sagte er schnell.

Sie hörte es nicht mehr, wie er auf das Bett hinstürzte und einen verzweifeltsten Laut in den Rissen erstikte . . . Sie ramte in die Küche, zum Fenster hin, und betrachtete das erhaltene Geldstück.

Ihre Augen funkelten gierig. Es war ein Zwanzigmarkstück.

Er hat sich vergreifen, dachte sie schadenfroh und lachte hämisch in sich hinein . . .

21. Kapitel.

Schon an der Tür, wandte sich Herr Friedrich Saalburg noch einmal um und zögerte.

Der gepflegte Backenbart, der soviel Würde ausstrahlte, als ein Bankdirektor nur haben konnte, täuschte nicht darüber hinweg, daß auch Menschen, die ihr Leben lang alle Gelegenheiten, die sich bieten, wahrgenommen hatten, eine Gelegenheit doch verpassen konnten: die des Mannes im besten Alter.

Sein Alter war kein bestes mehr, es war nur noch ein gutes. Diese Fiktion aufrecht zu erhalten, genigte noch der sorgfältig gepflegte Bart. Doch nicht lange mehr, denn auch er würde dünn werden und sich nur noch mit Hilfe von Farbe behaupten können.

Alles dies erfaßte Herr Friedrich Saalburg in dem Bruchteil einer Minute. Und wie um ein Lehtes zu tun, um dem Heiratsantrag, den er soeben gemacht hatte, einen Rahmen zu geben, der ihn schön einschloß und seine Wirkung kräftigte, ging er mit drei unpußiven Schritten noch einmal auf Frau von Marisch zu, nahm ihre Hand noch einmal, um sie ein letztes Mal zu küssen. „Bitte, bitte,“ sagte er und war fast leidenschaftlich, „überlegen Sie sich meine Worte gut!“

Damit ging er. Und er gab dem Mädchen draußen ein direktorliches Trinkgeld und stieg, jeder Zoll ein Mann von Maß und Mühle, in das Auto, das ihn erwartete und das in seiner wichtigen Vornehmheit so ganz der Größe der Bank entsprach, der es gehörte.

Frau von Marisch war nachdenklich und trat vor den Spiegel, um sich zu betrachten.

Es war kein Zweifel darüber möglich, daß sie nach wie vor die schöne Frau war, die zu sein ihr Glück ausgemacht hatte. Nur ausgemacht hatte? Nein, es tat ihr noch immer wohl, zu sehen, daß man sie noch für dreißig halten konnte, wo sie doch in Wirklichkeit schon fast vierzig war.

Nur die Falten an den Augeneinkeln mißfielen ihr ernstlich. Doch bereiteten auch sie ihr keinen Schmerz mehr. Ja, noch stand sie in ihrem besten Alter, wenn sie sich auch anschickte, tapfer in das gute Hinüberzuschreiten. Sie war nicht mehr elastisch genug, den Stürmen des Frühlings zu trotzen, sie sehnte sich nach dem Sommer, um in dessen behaglicher Ruhe den fatten Herbst zu erwarten.

Voll süßer Melancholie dachte sie an ihr Leben. Sie durfte zufrieden sein, denn es gab wenig, das ihr gefehlt hatte. Als junges Mädchen hatte sie zuweilen davon geträumt, über blaue Berge hinauszufiegen. Ein solcher Flug war ihr Leben gewesen. Ein sanftes Hingleiten über die Dinge, die sie mit Interesse betrachtete und von denen sie, was ihr gerade gefiel, kostete, sich an keinem übernehmend, sich an nichts bindend.

(Fortsetzung folgt.)

Adam Lux.

Von Paul Bourgeois.

(Nachdruck verboten.)

Ihm war wie im Traume. — Paris die Stadt des Lärmes und des Schreckens; — ihm war wie einem Kinde, das sich verirrt hat, und das sich wundert, bevor es zu weinen beginnt.

Seine blauen Augen starrten in die weite Flucht der Straßen und Plätze hinaus — und suchten die enge Traulichkeit und die Schatten des winzigen Mainz, — seiner Vaterstadt.

Wenn er heiß vom raschen Gang am Seinenfer stand, strich er die blonden Locken aus der Stirn: — Paris war so anders als die enge Heimat — weicher, blutiger.

War die Freiheit so blutig? Und ein leiser Schrecken ließ ihn erzittern —

Er ging über den Place de la Concorde, sah die Guillotine hochaufgerichtet, den Galgen der Freiheit, — sah die Menge des Volkes, Weiber, Männer und Kinder ihn umwogen, — lauschte dem Wirbel der Trommel und schielte zusammen bei dem Heulen der Menge, — und dachte, daß seine Vaterstadt ihn gesandt hatte an den Herd der Freiheit; — aber das alles war ihm nicht Wirklichkeit, es war ein Traum: Die Heulerfreude der Menge, der Anblick der Schindertarren auf der Rue St. Honoré — ein Traum —!

Da schreckte ihn ein Schrei in die Wirklichkeit: — Paris erschraf: Marat ist tot, — ermordet! — Ein Weib hat ihn getötet: Charlotte Corday! In allen Gassen und Straßen brach sich das Echo und ließ Paris erschauern. Der Pöbel raste, — die Weiber aus der Vorstadt St. Antoine schrien und wüteten: Rache für Marat! Ueber den Giebeln schwebte das Wort wie ein dunkler Vogel, die Bürger erschlehten und zitterten. In jeder Mode rang es, als Marat zu

Grabe getragen ward, — die Priester sangen das eine Wort und die Chöre weißgekleideter Jungfrauen: Rache für Marat!

Und die Nacht, da er begraben ward im Hofe des Clubs der Cordeliers, war eine Nacht des Grausens. Die Bürger hatten die Häuser gelassen, Feuer und Licht waren gelöscht, der Bersätag der Stadt stand still, die Wiebel horchten, es horchten die Kuppeln und Zinnen und reckten sich aus dunkeln Schloten in die klare Nacht; doch nur der Wind war wach und im ersten Schritt der Pariser Sektionen, im Klattern ihrer Banner lebte der Wunsch Tausender und ward lebendig im Ton, der sein dunkeln Flügel über die bange Stadt schwang: Rache! Rache! Adam Lux wunderte sich; er konnte Marat, den Apostel der Gasse, nicht lieben. Marat, der Denker, — was hat die Freiheit mit dem Denker gemein? Freiheit will Leben. Adam Lux war erwacht, — und er erschraf, — man hatte ihn an den Herd der Freiheit geschickt, — und er war zur Mahlszeit einer Bestie gekommen. Tausend Köpfe hatte diese Bestie, tausend Weiber; — sie umbrüllte die Schindertarren auf der Rue St. Honoré, sie umdrängte die Guillotine mit gierigen Augen. Ihr Schrei war Vernichtung, ihr Atem Blut. — Um die Schranke des Revolutionstribunals hockte das Ungeheuer — mit gierigen Augen, neugierig, und hatte die Gestalt von Menschen, Männern und Frauen. Ein Murneln ging durch die Menge, ein Köpfeben und Hässereden, auf fahlen, mageren Gesichtern ein spöttisches Lächeln, ein raubdes, rotes Antlitz in unzähligen Falten zu breitem Lachen verzogen; — ernste, forschende Augen, listige, verfluchte Blicke, Grautypen, glatt rasirt, schwarze Spitzbärte mit wohlfrisierten Köpfen, und dazwischen das wirre Gelock kaum mündiger Burschen — und schon ergrauernder Weiber, — so verschieden alle und doch gleich in einem Unfassbaren, — bei jedem verschieden und doch das Gleiche: — Der Schreden —

Ganz nahe bei der Schranke stand Adam Lux; — bleich, anders wie die andern, — der einzige Blonde. Eine Locke war ihm in die Stirn gefallen, — hastig schob er sie mit der Hand aus dem Gesicht. Da kam Charlotte Corday und es ward still im Saal; — sie sah nieder auf der Anklagebank, zwei Weibarmen ihr zur Seite. — Die Geschworenen kamen. Der Vorsitzende sprach, Charlotte Corday antwortete, — abwechselnd bligten einander Frage und Antwort. Adam Lux starrte hin; Charlotte Corday war schön, und Charlotte ist mutig; auch die Freiheit ist mutig, und Charlotte ist die Freiheit und Marat der Tyrann; — sein Ohr liebte jedes ihrer Worte, die so weich klangen und so mutig waren —; sein Blick streifte den schönen Nacken, lächelte die zarten Hände, die den Dolch geführt hatten, spielte zärtlich mit dem Gelock der schwarzen Haare.

Und so blieb es, bis der Präsident das Todesurteil oerfindete — Adam Lux war wie erstarrt, dann machte er eine Bewegung, als wollte er sich vorwärts über die hemmende Schranke zu Charlotte Corday stürzen; — schon hatte er den Körper halb erhoben, — da bemerkte Charlotte ihn, ihr Blick traf den seinen, und ein Lächeln spielte um ihren schönen Mund —; dann ward sie von den Weibarmen hinausgeführt. Adam Lux wurde von der Menge, die den Saal verließ, mitgerissen. Wie ein Trunkener stand er am Tore, er suchte, er liebte Charlotte Corday, — und sie hatte ihm gedankt. Aber er wünschte auch, daß diese Liebe nur diese wenigen Stunden gedauert hätte, und daß der Tod sie trennte; — nein, nicht der Tod, der Schreden, — das Ungeheuer in tausend Gestalten, Paris, die Revolution. Und er suchte sich das Bild Charlottens vorzustellen, doch es zerrann, nichts war greifbar, — und doch hatten seine Blicke ihren Nacken geliebt, ihre Wangen gestreichelt, ihre Hände geküßt, und nun aus, — aus, — aus!

Seine Kehle war wie zugeschnürt, — sein Gesicht war bleicher noch als sonst; er lehnte an der Wand des Gebäudes und Tränen standen in seinen Augen. Ein alter Mann kam vorüber: Hi such nicht wohl, Bürger? fragte er wohlwollend. — Adam Lux nahm alle Kraft zusammen: „Doch mir ist wohl!“ Und er ging wankend an dem Alten vorüber, ohne ihn anzusehen.

In der Rue St. Honoré stand er und wartete; — ein Gewitter ging nieder, — schwarz war der Himmel und der Regen perlte in dicken Tropfen die Erde —

Da kam der Schindertarren, auf ihm Charlotte Corday, — eine heulende Menge von Weibern umgab den Starren.

Aus dem kurzgeschneitten Haar der Verurteilten tropfte der Regen, und das nasse, rote Totenhemd hatte sich eng um die zarten Brüste geschmiegt und ließ die schlanken, jugendlichen Hüften hervortreten. Sie sah Adam Lux, — nickte mit dem Kopfe und lächelte; und Adam Lux folgte dem Zuge, sein Auge hing an ihrem Antlitz —; mehr und mehr schwellte die Menge an, ein Meer von wimmelnden Köpfen. Es hörte auf zu regnen, nur in der Ferne noch grollte der Donner. Als der Zug aus dem Place de la Concorde anlangte, schien die Sonne hell auf das blanke Messer der Guillotine —; die Menge raste, lautes Schreien füllte die Luft, jubelnder Blutdurst — racheheißendes Lärmen —

Doch aufgerichtet stand Charlotte Corday auf dem Schafott, umrandet vom Geheul der Menge, noch einmal schenkte ihr die Sonne Licht und Wärme und ließ des Goldes reiche Fülle auf ihren dunkeln Scheitel niederrieseln; — da riß der Denker ihr das weiße Fick vom Halse, und willig leugte sie dem Messer ihren Nacken. Ein dumpfer Schlag, — im Korbe lag Charlottens Haupt; und der Denker saßte an den Haaren das blühende Haupt, hob es hoch empor, daß das Volk es sähe. Laut auf jubelte das Volk; — und mit der Rechten führte der Denker einen Schlag auf ihre Wange, — es wurde

im Augenblick fällt unter der Menge, daß man den Widerhall des Schalles vom Theatergarten kaisend hörte, — und weitauf riß das hochemporgehobene Haupt die Augen, daß gräßliches Entsetzen die Menge faßte, durcheinanderwirbelte und auseinanderstreckte —; ein Schrei des Grauens! — Ein Faustschlag fuhr dem Hecker an die Schläfe, er taumelte vor dem Schafott zur Erde, von zitternden Händen ward Charlottens blutend Haupt emporgehoben, und heiße Lippen küßten ihre kalte Stirn —

Dann ward Adam Luy überwältigt und fortgeführt. Wenige Tage später stand er an derselben Stelle, wo Charlotte Corday geküßt hatte, auf dem Schafott; — schon ging der Tag zur Rüste, aus der Seine stiegen graue Nebel und hüllten die blutige Sonne in ihre weichen Schatten.

Aus Goethes und Carl Augusts letzten Jahren.

Mit dem sechsten erscheinenden dritten Bande ist die Monumentalansgabe des Briefwechsels Carl Augusts mit Goethe zum Abschluß gelangt. Der Schlussband umfaßt die letzten Lebensjahre des Großherzogs von 1821 bis 1828 und gibt ein höchst lebendiges Bild von den Beziehungen der beiden Männer in ihren letzten Lebensjahren. Nach wie vor war der briefliche Verkehr zwischen dem Schlosse und dem Frauenplane, oder auch, wenn eine Reise die beiden Freunde räumlich weiter voneinander entfernte, sehr reg. Hauptsächlich bezog er sich auf Kunstangelegenheiten im weitesten Sinne und sodann auf naturwissenschaftliche Fragen, für die Carl August lebhaftes Interesse hatte. So leitete er dem Fremde seine Beobachtungen über das Wetter und Ähnliches mit, holte sich bei ihm Rat und Erklärung, zeigte ihm neue wertvolle Eingänge und Erwerbungen an, und sehr bereitwillig ging Goethe auf die ihm selbst so bedeutenden Dinge ein. Im ganzen kann man sagen, daß Goethe als eine Art weimarischen Kultusministers wirkte, wobei nur freilich die Fragen und Angelegenheiten des Theaters sorgfältig umgangen wurden. Höchst bezeichnend für beide Persönlichkeiten sind Ton und Haltung ihrer Briefe: Goethe, in dem ja in späteren Lebensjahren das Naturrell des Vaters immer mehr durchgeschlagen ist, schreibt formell, genau, umständlich-geschäftsmäßig; der Großherzog faßt sich kürzer, resoluter und persönlicher. Wo die Saiten der menschlichen Beziehungen erklingen, da behandelt Goethe hingebende und achtungsvolle Verehrung, während der Großherzog seinem „alten Freunde und Waffenbruder“ herzhafter, freischer, wärmer schreibt und sogar hier und da noch einen Nachhall alter Bürgerschloßsität ausleben läßt.

Nicht immer war der Verkehr zwischen den beiden alten Herren, die doch, jeder in seiner Art, wie Macht zu Macht nebeneinanderstanden, ganz leicht. Das wird in feiseler und lehrreicher Weise erkennbar durch die Auszüge aus dem Tagebuche des Geheimrats Helbig. Helbig hat in Carl Augusts letzter Lebenszeit in ganz besonderem Maße als Vermittler zwischen ihm und Goethe gedient, und seine Tagebuchaufzeichnungen zeigen, daß man besonders mit Goethe recht vorsichtig umgehen und sich in alle Wege davor hüten mußte, seine Empfindlichkeit zu verletzen. So handelte es sich im März 1828 um den vom Großherzog gehegten und geförderten Plan der Restauration des großen Lufas Cranach in der Weimarer Stadtkirche. Der Großherzog hatte dafür den Maler Liebert in Aussicht genommen, der befriedigende Proben seiner Geschicklichkeit bewährt hatte. Aber das war nun eine Angelegenheit, die unmittelbar in den kunstwissenschaftlichen Kreis Goethes fiel, und so befaß Carl August Helbig, zunächst einmal mit diesem darüber zu sprechen. Als bald zog die Erzzeugin die Drauen hoch und fand es sehr bedenklich, „dem Lieber solch einen Schatz, wie der Cranach ist, anzuvertrauen, bevor er nicht Proben abgelegt, daß er auch größere, wichtigere Bildung zu restaurieren vermöge“. Diese Bedenklichkeit wollte wieder im Schlosse nicht eben gefallen. Secretissimus äußerte: das Bild müsse restauriert werden, und er wisse gar nicht, was Goethe gegen Lieber habe, der doch vom Restaurieren alter Bilder gewiß mehr verstehe, als mancher andere. Also der Geheimrat Helbig wieder zu Goethe; gemeinsame Besprechung, wie „der Großherzog zufriedengestellt und wie doch noch einige Zeit gewonnen würde, um Lieber vorher besser auf den Zahn fühlen zu können“. Die Sache wird mit allen diplomatischen Finessen betrieben. Es gehe, so wird Carl August vorgestellt, gegen Pfingsten und vor dem Feste solle man das Bild, um kein Aergernis zu geben, nicht aus der Kirche entfernen; übrigens solle, wenn man dazu schreite, der bekannte Oberbau direktor Condray die Abnahme und Wiederaufstellung des Bildes leiten. Das wird nun wieder dem Großherzog vorgetragen, dem es einleuchtet, daß das Bild bis Pfingsten in der Kirche zu belassen sei, und was die andere Forderung anbelangt, so erklärt er liberal: „Wenn Goethe glaubt, daß Condray die Sache machen kann, so ist's mir auch recht. Ich dachte mir nur, weil er Katholik wäre, könnte man Anstoß herbeiführen.“ So sind denn endlich dank der Geschicklichkeit des Unterhändlers die beiden Großmächte in dieser großen Frage einander genähert. Der Himmel, der sich schon zu bewölken drohte, hellt sich auf: „Se, Erzzeugin sind sehr vergnügt darüber, daß nun Zeit gewonnen ist.“ Und nun stellt sich auch Goethe nicht mehr widerhaarig an, sondern läßt sich dazu herbei-

stehers Arbeiten im Restaurieren zu betrachten, schreitet zur Anerkennung vor, taugt schließlich so weit auf, daß er Lieber in seiner Werkstatt besucht. Darüber große Erbauung im Schlosse, und zu Ostern kann der tatvolle Vermittler eintragen: „Lange hat nichts dem gnädigen Herrn mehr Freude gemacht, als meine Meldung, daß die Erzzeugin v. Goethe Liebers Tüchtigkeit und Geschicklichkeit anerkennt.“

Man versteht den Charakter dieser kleinen Vorgänge, in denen sich das Menschliche so schalkhaft behandelte. Die alte Erzzeugin wird auf alle Weise geschont und mit Samthandschuhen angefaßt. Carl August zeigt sich auf jede Weise taktvoll und großmütig, was ihm freilich auch dadurch leicht gemacht wird, daß er eben schließlich der Herr ist. Verleitet Goethe Widerstan wird Carl August verdrießlich, sucht ihn aber vorichtig zu begütigen und zu gewinnen; zeigt er sich aber einverstanden, so macht das den prächtigen Fürsten geradezu glücklich. Der früher in Weimar ansässige Maler Heinrich Müller wollte gern von Karlsruhe wieder zurückkehren und man war in Verlegenheit, wo und wie man ihn unterbringen sollte. Der Großherzog tat die bezeichnende und treffende Aeußerung: „es sei ein echt weimarischer Grundjak, alles in dieser Stadt zusammenzufropfen. Einer sei dem anderen im Weg und keiner könne gedeihen.“ Mit Eifer ergriff er daher Helbigs Vorschlag, dem Müller Stellung und Wohnung in Eisenach an der Zeichenakademie zu geben. Darüber mußte nun wieder mit Goethe gesprochen werden, und diesmal ging die Sache vortrefflich. Der alte Herr rief jogleich: „G, das ist ein recht anlachender Gedanke. Sagen Sie es S. R. H., daß ich darauf fortbauen und einen unterth. Vortrag erlassen werde.“ Diese Antwort, so merkt Helbig in seinem Tagebuche an, machte dem Gnädigsten wahre Freude. Es ist ein feiner Zug des Herzogstalles Carl Augusts, wie er mit dem großen, großen Freunde auf jede Weise zart und behutsam umzugehen und seinen Wünschen zu begegnen sich bemühte.

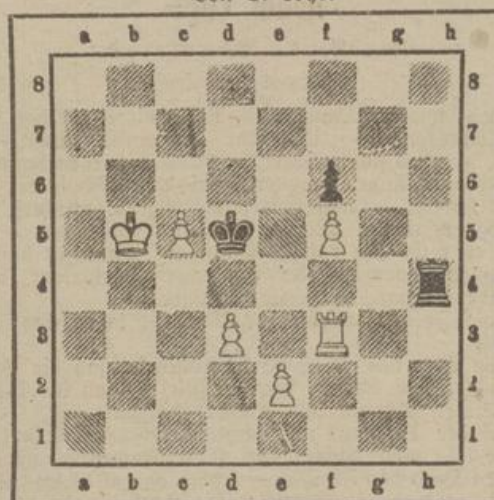
Büchertisch.

Die Schaubüne, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 4 ihres vierzehnten Jahrgangs: Begebenen, von Germanicus, Die Hüter der Reaktion, von Curtius, Ein Buch über die Ehe, von Paul Gutmann, Probefische in Sternheims „Bosjense“, Die Moralle, von S. J. Eberhardt, von Alfred Volgar, Walpurgisnacht, von Kurt Tucholski, Tag und Nacht, von Eduard Saenger, Uebergangskredit, von Vorarius, Antworten.

Erzschlossene Pforten, Roman von Ida Boy-Ed. (Verlag von Ullstein & Co., Berlin.) Der Roman von Ida Boy-Ed spielt in einer norddeutschen Industriestadt, im Umkreis einer großen Munitionsfabrik, und an der Lübecker Bucht bei Travemünde. Auf der Hafennole, vor dem nachdunklen Meer, in das mit hellen Lichtern ein nach Dänemark fahrender Passagierdampfer hinausgleitet, begibt sich die wichtig geführte Szene, die der Höhepunkt des Werkes ist.

Kurt Martens, Die großen und die kleinen Leiden. Novellen. Verlag von Grefflein & Co. G. m. b. H. Leipzig.

Schach-Aufgabe. Von S. Loyd.



(7 + 2)

Weiß

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer:
Besten — Besten.